

Wittenberg (Malojaroslawetz I)

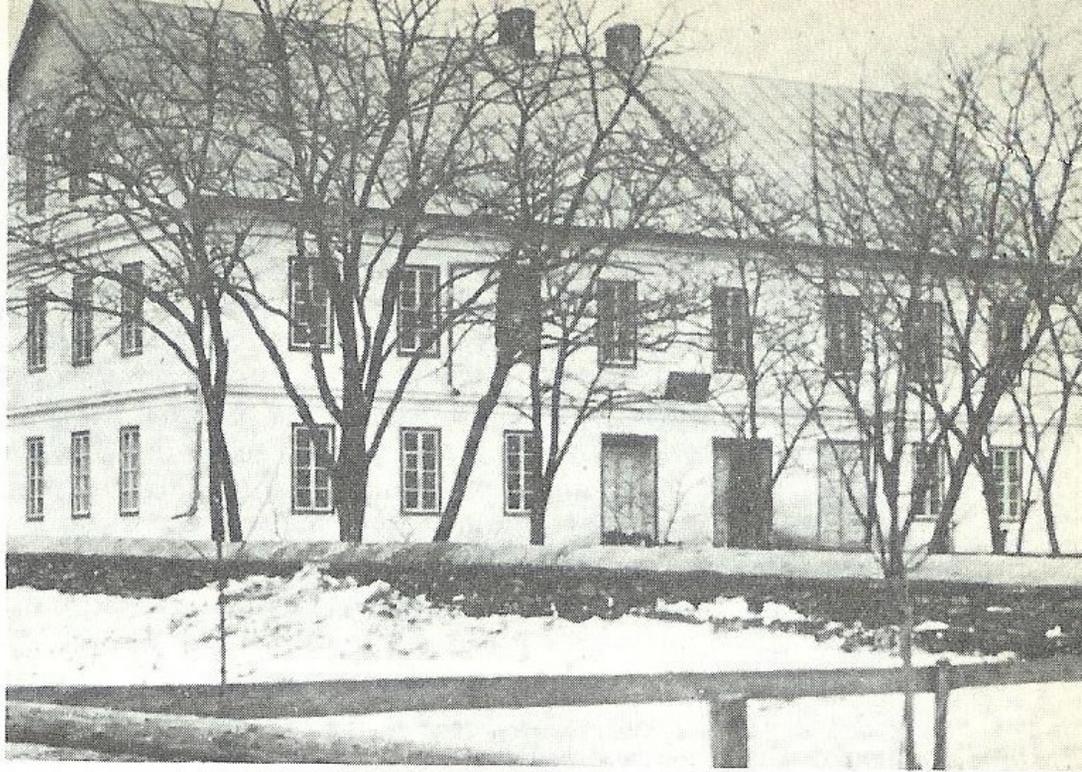
Als blutjunger Predigtamtskandidat hatte ich auf dem Wege von dem Kirchspielsdorf Tarutino meine säuberlich vorbereitete Predigt für Wittenberg meditiert und entdeckte immer noch Gedächtnislücken. Je näher ich dem Dorfe kam, desto unruhiger wurde ich. Der Wagen hielt vor der Küsterwohnung, und schon raunte mir ein Kirchenvertreter ins Ohr: „Herr Kandidat, nach dem Gottesdienst müssen wir mit der Gemeinde aufs Feld; bitte halten Sie einen Bittgottesdienst um Regen, alles brennt zusammen.“ Nun kämpfte eine zweite Sorge und Angst die erste nieder. Ich kam erst von der Universität und fühlte mich zu einem solchen, den Glauben auf die heißeste Probe stellenden Gottesdienst innerlich noch nicht berufen. Doch bereitete ich mich nach der Predigt auf Grund von Psalm 10, Vers 1 vor: „Herr, warum trittst du so ferne, verbirgst dich zur Zeit der Not?“ Nach der Mittagsstunde bewegte sich ein langer Zug den Berg hinan; bewegt und beschämt sah ich alte Mütterchen mit dem Regenschirm. Es gab auch andere Erscheinungen. Hinter der Hofmauer lehnte in der „Pelzjacke“ ein wohlhabender Bauer, und ein Lächeln zog über sein Gesicht. — Man sah ein Wölkchen „wie eines Mannes Hand“ am Himmel und während des Gottesdienstes wurden wir mit einem erfrischenden Regen erfreut. Eine Erinnerung blieb in meinem Gebetbuch: der blaue Tintenstift war aufgeweicht und bedeckte mehrere Blätter mit blauen Flecken!

Einen solchen Glauben habe ich in Wittenberg gefunden. Solche Bittgottesdienste fanden in dürren Jahren auch in anderen Gemeinden statt, in manchen wurden aus Dankbarkeit Feiertage „angelobt“, die sich bis 1940 gehalten haben. — In dem Jahr meiner Kandidatenzeit lernte ich die biedere, konservative und ungemein fleißige Gemeinde näher kennen! Hier an der Südwestgrenze des deutschen Sprachgebietes wurde zum ersten Male seit der Auswanderung aus Württemberg in schwäbischer Sprache vom Oberschulzen Recht gesprochen, denn in Wittenberg wurde das erste Wolostgericht gehalten. Das Merkmal dieser ersten schwäbischen Gemeinde war Festhalten am Glauben und Volkstum und ebenso an den Sitten und Gebräuchen.

Im Sommer 1814 kamen die ersten Auswanderer unter der Führung russischer Beamter aus Polen, wohin ihre Vorfahren in den Jahren 1796 bis 1806 aus Württemberg ausgewandert waren. In Wittenberg konnte man auch nach der Revolution 1917 bis in die rumänische Zeit hinein die Zarenbilder an den Wänden hängen sehen. Die Schwaben folgten dem Ruf Alexanders I., auf den sie eine messianisch-religiöse Hoffnung gesetzt hatten.

Nach einer Überwinterung 1815/16 in moldauischen Dörfern kamen sie zur Ansiedlung in das breite Kirgisch-(Kitai)Tal, durch welches das Bächlein gleichen Namens floß. Zu beiden Seiten desselben, eine breite Straße freilassend, wurde je eine Reihe „Häuser“ begonnen, und in der Mitte von vorneherein ein großer Platz für die öffentlichen Gebäude reserviert. Die Kolonie „Mariental“, später in Malojaroslawetz zur Erinnerung an den russischen Sieg über Napoleon vom Fürsorgekomitee umgetauft, erhielt ein Landgut von 8280 Deßjatinen (etwa 9048 Hektar), die auf 138 Familien zu je 60 Deßjatinen aufgeteilt waren. Die sieben Schwaben wollten aber vier Straßen haben und zählten darum nach

*Schule
in Wittenberg*



Norden je zwei Reihen als zwei Straßen und nach Süden ebenso. Wie nun einmal Schwaben sind, sie hatten doch im Strumpf etwas Bargeld versteckt und konnten sich helfen, zumal noch je 5 Rubel Baugeld, ein zinsloses Darlehen von je 318 Rubel, ein Wagen mit Zugvieh und ein Holzpflug und etwas Handgeräte vorgestreckt wurden. Auch etwas Getreide, Kartoffeln und monatlich 16,38 Kilogramm Mehl wurden vorgeschossen. Mit einem Wort, es ging hier etwas besser als in den anderen Gemeinden, waren doch auch die ersten drei Ernten als gut zu bezeichnen, anderwärts gerade umgekehrt. Da sich das Land bis an die Tarutinoer Gemarkung erstreckte, wurde eine fünfzigprozentige Teilung beschlossen und 1823 die Kolonie Malojaroslawetz II, Posttal, gegründet. Malojaroslawetz I aber wurde Wittenberg (statt Württemberg) genannt, weil der Volksmund mit Recht das so wollte. Nach dem Abzug der durch Los bestimmten Familien wurden deren „Häuser“ abgerissen und das Baumaterial nach Posttal gebracht.

Durch großen Fleiß und Sichhineinfinden in die naturgegebenen Voraussetzungen kamen die Wittenberger langsam aber sicher vorwärts. Man war zunächst auf den Getreidebau angewiesen, war mißtrauisch gegen den von der Urheimat her bekannten Wein- und Obstbau, bis man gute Erfahrungen machte und nachher herrliche Weinberge anlegte.

Mehr als die anderen Gemeinden hatte Wittenberg durch militärische Einquartierungen zu leiden. Hier kreuzten sich die Straßen von Kischinew nach Ismail und Bender nach Reni. Die durchziehenden Truppen in den Russisch-Türkischen Kriegen 1829/30 und 1877/78 ließen sich ohne Bezahlung Vorspanne geben, brachten auf der Heimkehr Epidemien mit und verzehrten im Winterquartier alle Vorräte an Futter und Lebensmitteln. Niemand trat für eine Entschädigung ein. „Nach dem Friedensschluß (von Adrianopol) mit der Türkei passierte das russische Militär auf seiner Rückreise wieder unsere Kolonie, und da die hiesigen Bewohner zur Versorgung des Militärs keine Entschädigung und für den geleisteten Vorspann kein Progon-Geld erhielten, war für sie dieser Feldzug nicht nur lästig, sondern auch mit vielen Einbußen verknüpft; dazu grassierte noch im 1829ten Jahr die Viehseuche (Übergalle) in dieser Kolonie, durch welche mehrere Wirte ihr ganzes Vieh verloren und die übrigen wenig

behielten.“ So lesen wir in dem Schulzenbericht 1848. Man muß sich wundern, daß, obwohl hier nur ein Bruchteil der Nöte aufgezählt ist, derselbe Bericht mit kindlicher Einfältigkeit und Wahrheit am Schluß die Gründe nennt, die doch zum Aufstieg führten: die Vorsorge Gottes, die der Obrigkeit, die Lage der Gemeinde in gesundheitlicher Hinsicht, die sich rasch entwickelnde Schafzucht und daneben in einem Atemzug den „Gewerbefleiß des weiblichen Geschlechts, welches zur Winterzeit aus Wolle, Flachs und Hanf die häuslichen Bedürfnisse an Wäsche und Kleidungsstücken durch Spinnen, Weben und Nähen selbst verfertigte und dadurch nicht nur eine große Geldausgabe ersparte, sondern auch noch manchmal in der Not gewonnen werden kann.“

Ferner wird des Weinstocks gedacht, der nach eingeholter Erfahrung hier anders behandelt werden muß als in Württemberg und dann dem „bedrängten Landwirth aus der Noth hilft“.

Obwohl durch die Teilung der Gemeinde Luft geschafft worden war, trat doch bald wieder Baulandnot ein. Die Gemeinde vergrößerte das Bauland nicht; die Anzahl der Familien aber wuchs. So blieb nur ein Weg: neue Familien „abzustößen und auswärts unterzubringen“ und außerdem dem Handwerk größere Aufmerksamkeit zu widmen. — Wir sehen seit der Gründung der Tochtergemeinden die Wittenberger an der Gründung der Gemeinde Albota fast ausnahmslos beteiligt; viele zogen in die Gemeinden Wischniowka, Alexandrowka und andere Dörfer und kamen dort gut vorwärts. Die in Wittenberg Verbliebenen wandten sich in großer Anzahl dem Handwerk zu; besonders blühte der Wagenbau. Es gab dreiunddreißig Schmieden, die am Wagenbau gut verdienten und in den Bulgarendörfern ein gutes Absatzgebiet fanden. Der Wagenmarkt in Ceader-Lunga war von den Wittenbergern beherrscht. Es gab auch fünf Tischler, einen Sattler und vier Kolonialwarenhändler. Eine gute modernisierte Mühle zog Kunden aus den in der Umgebung liegenden Dörfern aller Nationen an und belebte den örtlichen Handel.

Obwohl die Wittenberger keinen besonderen Drang zu den höheren Bildungsstätten verrieten, kamen aus Wittenberg sehr tüchtige Männer. Ich nenne die Familien Widmer, Schöttle, Necker, die sich in anderen Gemeinden umsahen und ihr Wissen erweiterten. Andreas Widmer wurde der erste Abgeordnete der Reichsduma in Petersburg, andere tüchtige, an vorderster Front stehende Landwirte und Wirkende in verschiedenen Funktionen zum Wohle des Volksganzen. Aber auch die in Wittenberg Verbliebenen stellten Abgeordnete in die Synode und in den Volksrat. Eine Gestalt davon war wohl allen Vordermännern Bessarabiens bekannt: Christoph Widmer, der Mann mit Weitblick und Humor. Er war mit einer Volksratsdelegation 1929 in Stuttgart, wo uns der Verein für das Deutschtum im Ausland als Ehrengäste in das Stuttgarter Opernhaus einlud, um die „Meistersinger von Nürnberg“ von Richard Wagner zu hören. Die stundenlange Darbietung hat uns von den Führungen ausgequetschte Menschen vom Lande ermüdet, aber Christoph Widmer neben mir hielt wacker durch. Auf meine Frage, wie ihm das ganze gefallen habe, sagte er: „Man kann gar nix dagege sage, aber zu was die viele Mensche am Schluß, was koschtet des Geld, des hätte wenige grad so gut gmacht.“ Als Mitglied der Synode in Tarutino sagte er zu dem Antrag, ob man nicht allen Pastoren das Brustkreuz als zur Amtstracht gehörend verleihen sollte: „Ja, aus was soll des Kreuz sei?“ „Aus Gold“, sagten einige.

„Ja, wenns die Herra Paschtore selber bezahlet, dann ben ich für das goldene Kreuz.“ Ich könnte auch noch den dritten Schwabenstreich anführen, aber der Raum erlaubt es nicht. Daß dieser Mann, einer der klügsten unter uns, in Wittenberg im höchsten Ansehen stand, ist klar, aber auch für manche anderen Gemeinden charakteristisch. Wittenberg war in kirchlicher Hinsicht eine unserer besten Gemeinden. Schon 1819 erbaut die Gemeinde ein Schul- und Bethaus und 1832 ein Bethaus und nach fünfunddreißig Jahren eine schöne, große Kirche mit achthundert Sitzplätzen. Sie war immer gut besucht. Nach streng eingehaltener Ordnung saßen alle Männer rechts und alle Frauen links im Kirchenschiff; in derselben Ordnung saßen auch die Jugendlichen auf der Empore. Der Kirchspielpastor predigte an vierzehn Sonntagen im Kirchenjahr; die Küster lasen die Predigt an den übrigen Sonntagen und hielten an den Nachmittagen die Kinderlehre (in Württemberg Christenlehre) und auf Bitten auch hie und da die Gebetsstunde in der Brüdergemeinde. Ja, die Küsterlehrer hatten es am Sonntag schwerer als an Wochentagen in der Schule. Ihrer Treue und Hilfe in dem Reiche Gottes sei an dieser Stelle gedacht. Sie waren für den Pastor eine nicht hoch genug einzuschätzende Hilfe. Man kann sich den kirchlichen Dienst ohne die Küsterlehrer weder in Bessarabien noch in allen Gemeinden Südrußlands denken. Heute wird im württembergischen Kirchendienst der Lektor eingeführt, der an unsere Küster erinnert. Es sei bemerkt, daß unsere Vorfahren schon von Württemberg her die Lesegottesdienste des Schullehrers gekannt hatten. Sie haben daher auch den Lesegottesdienst gut besucht, und eine Reihe von Küsterlehrern, wie Christian Herrmann, hörte man so gerne wie den „Paschtor“. Auch für die Schule wurde von Anfang an gesorgt. Nach dem Unterricht in Bauernhäusern wurde schon 1819 das Schulhaus gebaut, das vornehmlich dem Schulunterricht diente. Im Jahre 1832/33 wurde das Schulhaus renoviert, doch es war zu niedrig, feucht und zur Zeit der Schneeschmelze von Hochwasser bedroht. Im Jahre 1842 wurde es abgerissen und durch ein neues auf einer günstigeren Lage ersetzt. Dieses wich nach vier Jahrzehnten dem großen, zweistöckigen Gebäude, das im Parterre auch die Wohnung des Küsterlehrers hatte. Als sich nach dem Ersten Weltkrieg die Unterrichtsräume als unzureichend erwiesen, wurde auch die Küsterwohnung zu Schulräumen umgebaut. — Neben den Küsterlehrern M. Neumann, J. Widmer, D. Treichel, A. Kämmler und anderen waren G. Unterseher, J. Mallach, A. Schöch und so weiter als Lehrer für den Deutschunterricht tätig und haben sich in der Gemeinde und bei den Schülern ein gutes Gedächtnis bewahrt.

Daß Wittenberg keine rückständige Gemeinde war, wie man wegen ihres konservativen Charakters anzunehmen geneigt ist, beweist die Tatsache, daß sie schon zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Gesundheitspflegerin anstellte und die entsprechenden Räume einrichtete. Diese dienten dem aus Wittenberg stammenden Dr. A. Necker nach seinem Studium in Tübingen als ärztliche Praxis. Nach ihm übernahm sie Dr. J. Knauer. Damals hatte es nur noch eine Gemeinde zu einem Gemeindefarmer gebracht. Wie alle Schwaben waren die Wittenberger mißtrauisch gegen alle Neuerungen, ganz gleich, auf welchem Gebiet. Waren sie aber von einer Sache überzeugt, so konnte man auf ihr Wort Häuser bauen.

Die Gemeinde Wittenberg, gemeint war ursprünglich „Wirttemberg“ oder „Württemberg“, ist nach der Umsiedlung und dem vorübergehenden Auf-

enthalt in Westpreußen von 1940 bis 1945 wieder in der Urheimat der Ahnen zur Ruhe gekommen. Die Enge ist größer als zur Zeit der Ahnen. Aber man ist bescheidener geworden, und dem Tüchtigen stehen die Türen zu einem geordneten und behüteten Dasein offen. Man hat viel gelernt. Im Jahre 1925 wurde auch in Bessarabien das „Markenkleben“ für die Sozialfürsorge der Handwerker von Staats wegen eingeführt. Die Handwerker in Wittenberg rebellierten. Es gab nur einen Mann, der hier eingreifen konnte: der Oberpastor D. Haase, zugleich Kirchspielpastor. Nach dem Gottesdienst bat er mich, ihn in die große und bewegte Versammlung der Gemeinde zu begleiten. Da fielen Worte, die nur erhitzte Schwaben „ohne Ansehen der Person“ aussprachen. Da erhob sich der „Moses“ in der Wüste und wandte sich an seine „ehemaligen Konfirmanden“ — und sagte nach einer Klarlegung der Notwendigkeit dieser staatlichen Maßnahme: „Es wird die Zeit kommen, wo ihr noch dankbar sein werdet.“ Und diese Zeit kam schon nach einem Vierteljahrhundert. Wenn heute ein Wittenberger Handwerker zwecks Festsetzung seiner Altersrente um ein Zeugnis nachsucht, daß er Handwerker war und „Marken kleben mußte“, dann denke ich an jene Versammlung zurück.

Nach der Kartei festgestellte Verluste unter den Zivilpersonen

Stand vom 31. Dezember 1964

Verschleppte	6
Auf der Flucht und in der Verschleppung Verstorbene	3